

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 9 (1919)

**Heft:** 31

**Artikel:** Opportuna

**Autor:** Balmer, Emil

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-640525>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

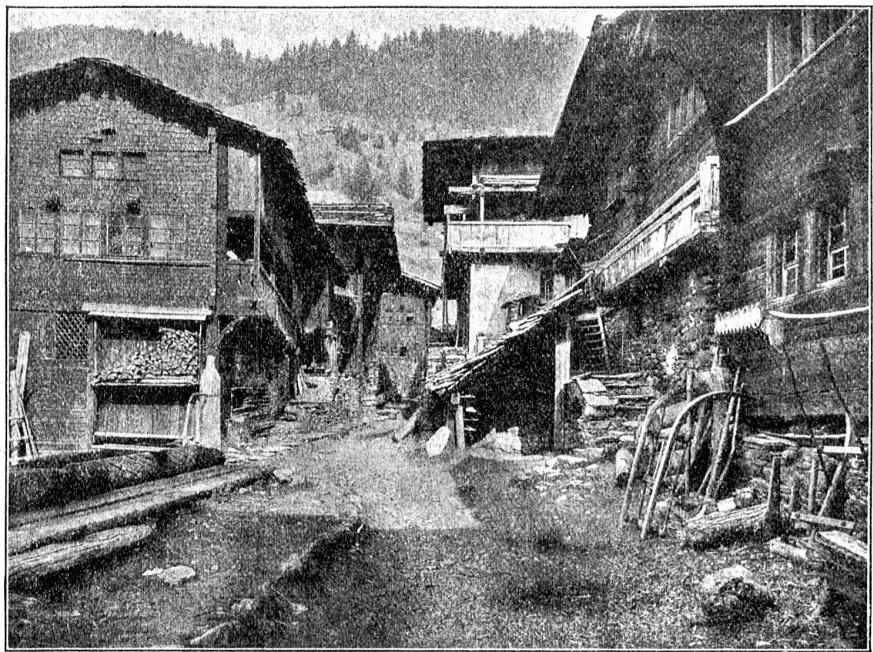
**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Form; sein Geschmack hat sich an den besten Mustern der Dichtung und Malerei, an den Lebensformen einer geistig hochstehenden Gesellschaft geläutert. Er steht auch im Schaffen als strenger Richter über sich selbst und seine Werke, späterlicher an Zahl und Umfang als die Gotthelfs, sind mit verschwindenden Ausnahmen zu lauter Meisterwerken gediehen.

Wir sind beiden so tief zu Dank verpflichtet, daß uns alle Lust vergehen sollte, den einen gegen den andern auszuspielen. Möchte die Keller-Gedenkfeier recht viele veranlassen, etwas von der Schuld, die uns drückt, an den Dichter abzutragen und seine Werke auch dahin zu verbreiten, wo noch kein Strahl aus ihnen hingedrungen ist. Welche große, kaum erfaßte Aufgabe für die Schule! Man redet sich so gerne ein, Dichter wie Keller lebten wirklich in ihrem Volke! Eitle Täuschung! wenn man unter Volk nicht bloß die wenigen versteht, die höhere Schulen besucht haben. Und doch ist es des Dichters Traum und schönste Hoffnung gewesen, auch den Geringen, Freudlosen und Geknechteten das Dasein zu erhellen.

Herrnieder läßt uns dringen,  
Demütigen Herzens bringen  
Licht in der ärmsten Hütte Nacht!



Dorfstrasse in Kippel (Lötschental).

gab in ihren braunen Wangen. Mir schien es zwar, als wäre ich besonders Hahn im Korb, denn viel und oft rief sie mich schnell ins Stübchen und gab mir ein Chacheli voll süße Nüde. Erst viel später erfuhr ich, daß die fünf andern diesen Vorteil auch genossen hatten.

Es kamen nun herrliche wolkenlose Tage und wir streiften viel im Tal und auf den Höhen herum. Derjenige, der etwa in der Hütte zurückblieb, leistete der Opportuna Gesellschaft. An einem solchen stillen Nachmittag habe ich sie in ihrem heimeligen Stübchen abgezeichnet. „Das säg-e-ne zum vor,“ mahnte sie gleich zu Beginn der Sitzung, „wenn mer 's Bild nit g'sallt, mach-i z'Blatt kaput . . .“ Das Bild ist denn auch kein Kunststück geworden, aber sie hat es doch nicht „kaput“ gemacht und es mir als Erinnerung gelassen.

Opportuna machte uns auch mit der Malerin bekannt, die den ganzen Sommer auf der Alp war und unermüdlich malte. Die Malerin aber war die Güte selbst. Sie half uns aus mit Rissen und Bettstücken zur Verbesserung unseres Lagers und lud uns ein zum Dorfen. So verbrachten wir denn in ihrer heimeligen, mit vielen farbenfrohen Aquarellen geschmückten Stube die schönsten Abende. Einmal harzte Max, der seiner Handorgel wegen allgemein nur der „Spielmann“ genannt wurde, so wunderschön, daß nach und nach die ganze Sennerinnenschar in der Stube sich versammelte. Zu aller Freude erschien dann auch noch der Maler Albert von der Hodenfuhré und nun wurde rezitiert, gespielt, gesungen und getanzt, daß es eine Art hatte. Vollgepflrostet war die Stube, aber die gastfreundliche Malerin hieß alle willkommen. Mitten in einem Spiele, spät am Abend, ging auf einmal die Türe auf und herein trat zaghaft ein kleines Mägdlein, blickte ängstlich mit verweinten Augen um sich und flüchtete sich plötzlich laut schreiend in den Schoß seiner pflichtvergessenen Mutter! Schnell eilte die Mutter mit dem Kinde heim, ihr folgten einige ältere Frauen, die „Jungen“ aber blieben noch eine Weile zusammen und sangen weiter: „Schön ist die Jugend . . .“

An einem Abend gingen wir nach der nahen Hodenalp, um der schönen Amanda, die uns von den letzten Jahren noch in bester Erinnerung war, einen Besuch zu machen. In ihrem blitzblanken Stübchen empfing sie uns mit ihren Freundinnen. Amanda, die Königin der Hodenalp, war aber böse auf mich. Ich hatte nämlich einmal in einer Zeitung etwas über sie und die Hodenälplerinnen geschrieben,



## Oppotuna.

Von Emil Balmer.

Oppotuna ist die schönste und lustigste Sennerin der Lauchernalp. Die Lauchernalp aber ist eine der schönsten Alpen des Lötschentals. Hoch über dem Talgrund und dem Lärchenwald liegen grüne Matten, übersät von grauen Felsblöden. Frei schweift der Blick von hier aus auf alle die hohen Berge ringsum; mächtig ragt das Bietschhorn gegenüber empor. Eng aneinandergeschmiegt sind die wenigen Hütten der Alp. Eine nur höchst allein und lührn ob einem Felsvorsprung, die Gitschhütte. Und dort haust im Sommer die Oppotuna, hütet und melkt ihre fünf Kühe, macht alle Tage ein kleines Käselein und süße Butter und lacht und singt dabei den ganzen Tag. Und wenn du, lieber Leser, etwa meinst, die „lustigen Sennerinnen“ leben nur noch in Geschichten und Tirolerliedern, so irrst du dich sehr. Froh und frei findest du sie noch jetzt, wie in der guten alten Zeit, droben auf den Alpen von Lötschen.

Unser sechs zogen an einem schönen Sommernachmittag in die Gitschhütte ein zur großen Freude der Oppotuna. Mit eingestemmten Armen stand die hübsche, schlanke Waliserin unter der Hüttentür und musterte neugierig ihre Feriengäste. Schalk und Humor blitzten aus ihren braunen Augen, und da sie in ihrer Natürlichkeit nichts von Scheu wußte, spaßten wir bald miteinander, wie alte Bekannte. Unsere Stube war bald eingerichtet; die Kühe teilten wir mit der Oppotuna. Und das war ein Glück. Wie manchmal mußte uns unser Schuhengel aus der Not helfen, denn allzunah und verlockend stunden Milch, Nüde, Unken und Käse auf ihrem Chuchischaft. Die Oppotuna mochte uns gleich alle gut leiden. „Auf ei Schutz han-i grad sächs gärn ghabet,“ sagte sie oft und lachte dazu, daß es tiefe Grübchen

das bekamen sie dann zu lesen, und nun hatte ich ihre Gunst verscherzt. Die Lötscher haben nicht gern, wenn man von ihnen schreibt, und mögen sie dabei noch so gut wegkommen. Alles Rühmen und Preisen nützt nichts und wehe, wenn sie einem nachher erwischen. Da könnte ein bernischer Dichter auch noch ein Musterli erzählen! Die alte Rathri in Wiler wettert noch jetzt: „Der I. soll nur noch einmal nach Lötschen kommen, dem wollen wir dann schon zeigen! Alle alten Lieder habe ich ihm hersagen müssen und habe extra schnell gesprochen, daß er sie nicht verstehen könne, aber alles hat er gestenographiert und in einen Kalender getan, und darin hat er auch noch über mich gelogen.“ Amanda und die andern Hockerinnen nahmen mich ins Kreuzfeuer, stiebelten und spätelten, hielten mir vor, ich hätte gelogen in der Geschichte und ließen mir keine Ruhe mehr. Ganz niedergeschlagen lehrte ich nach der Gitschhütte zurück. Aber auch da stand das Barometer auf Sturm. Die Opportuna hatte bald gemerkt, wo wir gewesen, und schlug Geschirr und Geräte mit merkwürdig viel Lärm in der Küche herum. Das mochte sie nicht leiden, wenn wir von Amanda sprachen oder gar zu ihr hinübergingen, und an jenem Abend bekam ich kein Chacheli Nidle. Als sie aber vernahm, daß ich es mit der Amanda verordneten, da lächelte sie still für sich und war bald wieder fröhlich und gut zu mir.

(Schluß folgt.)

## Der Friede mit Oesterreich.

Es liegen nunmehr auch die Bedingnisse vor, unter welchen die Entente dem verkleinerten Oesterreich den Frieden gewähren will. Umsonst hat Staatskanzler Renner in Paris den Ausdruck Deutsches Oesterreich als Beweis für seine Behauptung, nur einen der verschiedenen Sukzessionsstaaten zu vertreten, den Alliierten immer und immer wieder repitiert. Die Herren waren schwerhörig, und besonders den Franzosen blieb es ausgemacht, daß die deutsche Nationalität allein Oesterreichs Verbrechen verursacht haben könne. Der Ausdruck der französischen Haßangst gegen das Deutschtum prägt sich in den Bedingungen von Saint-Germain deutlicher als jeder andere politische Gedanke aus. Ausfluß dieses Gedankens ist die Absicht, die andern Nationalstaaten auf Kosten der Deutschen so weit als möglich zu verstärken.

Wenn man die Grenzen des neuen Staates betrachtet, so zieht sich vorab ein Zipfel Nordtirol und Vorarlberg zwischen zwei Alpenketten, die soviel wie die italienische und deutsche Grenze bedeuten, bis zum Bodensee. Die südliche Grenze weist weiterhin das vom Westen durch den Besitz des Lententals Italien, von Osten her den Jugoslawen, welche sich in Klagenfurt festsetzen, offene Oberkärntnen auf.

Gegen Osten schiebt sich die Grenze in die deutschen Komitate Westungarns vor, jedoch ohne die deutschen Gebiete von Güns und Steinamanger zu umfassen, und nördlich des Neusiedlersees bedroht von einem tschechischen Brüdenkopf, der wie ein wahres Symbol des verewigten militaristischen Denkens zwischen Ungarn und Oesterreich hineinragt, einzig motiviert durch Tschechiens Anschluß an die ungarischen Bahnen. Nördlich von Preßburg folgt die Grenze vernünftiger Weise der March bis zur mährischen Grenze, so daß Oesterreich daselbst zum wenigsten Schifffahrtsrechte besitzt. Die ganze Nordgrenze bis zum erst erwähnten Innzipfel folgt der alten böhmischen Südgrenze, mit Ausnahme eines an die Tschechen abgetretenen Gebiets bei Gmünd, alsdann der alten böhmischoesterreichischen Grenze.

Wenn diese Grenzziehung nichts weiter bedeuten würde als eine Fixierung von Gewaltbereichen einfacher Verwaltungsbehörden, oder des Umfangs von Wahlbezirken für größere staatliche oder internationale Behörden, dann würde sie belanglos sein. Und gewiß wird mit dem Ausbau des Völkerbundes die Bedeutung der Grenzen sehr sinken,

ja bis zur Bedeutungslosigkeit fallen, sobald die bisherigen Funktionen souveräner Staaten unter eine überstaatliche Institution zu stehen kommen.

Doch heute bedeuten solche Grenzen unendlich mehr: Sie sind Zollschranken, Schranken der Geltung einer Münzvaluta, einer amtlich geltenden Sprache, Grenzen der Zugehörigkeit des letzten Rekruten zu der oder jener Armee, Grenzen der Gewalt für Verkehrsbehörden, die, einst vielleicht begünstigte Gebiete, nunmehr andern und andersorientierten Behörden überlassen werden müssen. Der Begriff einer Grenze umfaßt das Versorgungsgebiet von Städten, den Absatz städtischer Industrien, die Arbeitsausdehnung. Für Wien bedeutet dies die Absperrung von Mähren, das nun nach Prag umorientiert wird. Für die 3½ Millionen Deutschen Tschechiens steht der gezwungene Eintritt ihrer Söhne in die tschechische Armee fest.

Mit besonderer Spitzfindigkeit wird das Klagenfurtergebiet behandelt. Es wird ein Streifen südlich von der Wörthersee-Glanfurt-Drau-Linie, mehrheitlich slowenisch, zuerst über seine Zugehörigkeit zu Jugoslawien oder Oesterreich abstimmen; entscheidet er sich für den Serbenstaat, dann soll nördlich der bezeichneten Linie inbegriffen in Klagenfurt über dieselbe Frage das Volksvotum angerufen werden. Das heißt: Zuerst zerreißt man das einheitliche Wirtschaftsgebiet, um den übrigbleibenden Rest ebenfalls zum Anschluß an das protegierte Serbien zu veranlassen.

Über Deutschsüdtirol hat Unverkunft entschieden, daß es italienisch werden müsse. Es wird deutsch sein und bleiben und nur der Gewalt weichen, wenn nicht morgen schon die Italiener, um Deutschland zum Freund zu haben, auf den Raub verzichten. Dann wäre das Nebenfranzösischer Diplomatie, das Deutsche und Italiener für immer in Feindschaft verstricken sollte, zerrissen.

Ein Gutes wird Oesterreich erhalten: Es darf nur 30,000 Freiwillige als Soldaten haben. Das ist die beste Erziehung zum Vertrauen auf die Gewalt des Völkerbundes, wenn man weiß, daß man keine andere Hilfe hat. Oesterreich wird nicht einmal mobilisieren dürfen. Dies aber wird ihm nicht auferlegt, damit es künftig auf dem Weg des internationalen Rechtes voranschreite, sondern um es widerstandslos gegen die unmöglichen wirtschaftlichen und finanziellen Bedingungen zu machen. Oesterreich unterschreibt, daß es seine Verantwortlichkeit für die angerichteten Kriegsschäden anerkennt. Bis zum 1. Mai 1921 soll die Schadensumme, die Oesterreich bezahlen muß, festgesetzt werden. Alle Staats- und Kronegüter außerhalb und innerhalb des neuen Oesterreichs können zur Tilgung dieser Schuld herangezogen werden. Das bedeutet die Verarmung der kaiserlich-königlichen Familie. Eins nur gelang den Oesterreichern von der Entente zu erlangen: Daß nicht auch Privateigentum der Deutsches Oesterreicher, sei es im neuen Oesterreich oder in einem der neuen Staaten konfisziert werden wird.

Unmittelbar nach Unterzeichnung des Friedens soll Oesterreich eine „angemessene“ Summe in Goldkronen entrichten, hernach durch Lieferung von Material aller Art, durch Abtretung von Haustieren an Serbien, Rumänien und Italien, durch Gewährung eines fünfjährigen Vorzugsrechts auf Eisen, Kohle und Magnetit an die Alliierten den Schaden gutzumachen suchen . . . Wenn je ein Volk, so wird das österreichische versuchen, diese Bedingungen zu erfüllen, umso mehr, als Hilfe fern ist, als der angesagte internationale Proteststreik gegen den Frieden von Verailles eigentlich scheiterte und in Budapest ein Abtreten der Kommunisten nun doch einige Wahrscheinlichkeit gewinnt.

General Böhm ist als Chef der Roten Armee zurückgetreten und als Gesandter nach Wien versetzt worden; wahrscheinlich aber plant die Entente einen Vorstoß nach Budapest, um daselbst eine Regierung zu pflanzen, der man ebenfalls einen Friedensvertrag präsentieren kann. -kh-